Sonderdruck aus:
Albert Hirschmans grenzüberschreitende Ökonomik
Ingo Pies und Martin Leschke (Hrsg.)
Konzepte der Gesellschaftstheorie, Nr. 12
Mohr, Tübingen, 2006, S. 126-142

Sonderdruck

Guido Schröder

Die Rhetorik der Spekulation

Albert O. Hirschmans Methodologie als ebenso leidenschaftliches wie unintendiertes Plädoyer für Gary S. Beckers ökonomischen Imperialismus

Das zentrale Ergebnis in Albert O. Hirschmans Buch „Shifting Involvements" aus dem Jahre 1982 (auf Deutsch unter dem Titel „Engagement und Enttäuschung" im Jahre 1984 erschienen) ist, dass es einen Zusammenhang zwischen privatem Konsum und politischem Engagement gibt, der sich in wellenförmigen Bewegungen des öffentlichen Protests und des Rückzugs in die Privatsphäre äußert.[1] Diese Idee entwickelt die bereits im Jahre 1970 von Hirschman im Buch „Exit, Voice, and Loyalty" beschriebenen Reaktionen Abwanderung und Widerspruch weiter, welche als Denkkategorien in den Sozialwissenschaften spätestens seit John Lockes „Two Treatises of Government" aus dem Jahre 1689 verwendet werden.[2] Neu in „Shifting Involvements" ist die Verbindung von privater Konsumenttäuschung zu politischem Engagement, die über die isolierten, im privaten oder politischen Bereich ablaufenden Reaktionen von Abwanderung und Widerspruch hinausgeht.

Auf den ersten Blick mag diese Verbindung von privatem Konsum und politischem Engagement überraschen. Bei näherer Betrachtung zeigt sich jedoch nicht nur der „tentative[n] und spekulative[n] Charakter des ganzen Unterfangens" (Hirschman), sondern dessen fehlende Plausibilität.[3] Im Wesentlichen

---

[1] An anderer Stelle versucht Hirschman sogar, „Enttäuschung als treibende Kraft der menschlichen Geschichte herauszustellen" Hirschman (1982, 1984; S. 23).

[2] In John Lockes Werk stehen Probleme und Reaktionen im Mittelpunkt, die auf gesellschaftlicher Ebene dadurch entstehen, dass Bürger Rechte an den Staat delegieren. In moderner Terminologie besteht also zwischen Bürgern und dem Staat ein Prinzipal-Agent-Verhältnis, in dem sehr differenzierte Formen des „Voice" – Klagen, Protest und Aufbegehren – und „Exit" – neben Staatsstreich und Revolution auch Auswanderung – bestehen.

Durch ein „mismanagement in public affairs" von Regierung oder Monarch kommt es nicht unmittelbar zur Revolution oder Abwanderung: „Great mistakes in the ruling part, many wrong and inconvenient laws, and all the slips of human frailty, will be borne by the people without mutiny or murmur. But if a long train of abuses, prevarications and artifices, all tending the same way, make the design visible to the people, and they cannot but feel what they lie under, and see whither they are going; it is not to be wondered, that they should then rouse themselves, and endeavour to put the rule into such hands which may secure to them the ends for which government was at first erected;[…]" Locke (1689, 1824; S. 472).

[3] Hirschman (1982, 1984; S. 10).

sind zwei Schritte bei Hirschman entscheidend, um von privater Konsumenttäuschung auf ein verstärktes öffentliches Engagement zu schließen.

Im ersten Schritt versucht Hirschman nachzuweisen, dass Enttäuschungen im Konsum – vor allem bei langlebigen Gebrauchsgütern und Dienstleistungen – ubiquitär sind. Für die von Hirschman hierzu als Belege angeführten „anekdotische[n] Anhaltspunkte" (Hirschman) lassen sich mühelos gleichartige, vermutlich umfangreichere Gegenevidenzen finden.[4] Dabei entspringen die vorgebrachten Einzelargumente einer assoziativen, auf den gesunden Menschenverstand vertrauenden Argumentationsführung, wie sie vor allem in der zeitgenössischen französischen Philosophie etwa von Jean Baudrillard oder Paul Virilio vertreten wird.[5] Insgesamt wird die rein verbale Analyse dadurch zwar ebenso eingängig wie flüssig lesbar, entzieht sich aber als Anreihung von Allgemeinplätzen weitgehend der wissenschaftlichen Überprüfung.

Darüber hinaus erscheint schon die Grundidee, politisches Engagement resultiere primär aus privater Konsumenttäuschung, sozialwissenschaftlich eher unbefriedigend.[6] Entsprechend der Logik von Hirschmans Argument würde das Ausbleiben eines Engagements als private Nicht-Enttäuschung interpretiert. Übersehen wird die Bedeutung gerade des privaten Konsums nicht nur als Ausdrucksform des eigenen Lebensstils, sondern auch als Einflussfaktor auf die Politik. Die Einzelargumente, die von Hirschman als Nachweis enttäuschter Erwartungen zusammengetragen werden, dürften für die von ihm gewählte Erzählform der „gesellschaftspolitischen Kurzgeschichte" als Argumente durchgehen.[7] Wissenschaftliche Belege, die eine Theorie im Sinne einer validen Empirie untermauern könnten, stellen sie nicht dar.

Weitgehend unstrittig ist dagegen, dass politische Partizipation nicht zu allen Zeiten in gleicher Intensität und in gleicher Weise stattfindet. Plausibel ist die Vorstellung, dass sich Phasen mit einem hohen Engagement und relativ partizipationsarme Perioden im Zeitablauf ablösen – auf welchem Niveau und anhand welcher Indikatoren dies auch beobachtbar sein mag. Modelltheoretisch lassen sich diese Wellenbewegungen bereits mit einfachen zellulären Automaten oder mit chaostheoretischen Ansätzen simulieren. Wesentlich überraschender als dieses Wechselspiel wäre aus wissenschaftlicher Sicht ein stets gleich bleibendes Maß an politischer Partizipation, würde hierbei das nachlassende Engagement einzelner Bürger durch ein verstärktes Tätigwerden anderer Personen genau ausgeglichen.

---

4 Hirschman (1982, 1984; S. 70).

5 Neben dem Argumentationsstil ist bemerkenswert, wie sehr Baudrillards paternalistisch motivierte Konsumkritik der von Hirschman ähnelt. Vgl. Baudrillard (1999) und Virilio (1998).

6 Vgl. Ritter (1997; S. 230).

7 Bereits im Vorwort äußert Hirschman Bedenken über die Überzeugungskraft und Verallgemeinerbarkeit seiner Arbeit. Statt einer sozialwissenschaftlichen Analyse sei das Buch mehr ein Essay oder ein Bildungsroman, später bezeichnet er das Buch sogar als Fabel. Aufgrund des Umfangs, der skizzenhaften Ausführung und vor allem des offenen Endes dürfte das Buch literaturwissenschaftlich wohl eher als Kurzgeschichte einzuordnen sein. Vgl. Hirschman (1982, 1984; S. 7 f.).

Verschiedene Autoren haben Versuche unternommen, diese Wellenbewegungen beispielsweise durch die Psychologie des Herdenverhaltens zu erklären. Wesentlich zur Erklärung politischen Engagements werden dann gruppendynamische Faktoren. Hirschman verzichtet vollständig auf Verweise oder Kritiken anderer Erklärungsansätze, beispielsweise an der von Ralph Elliott in den 30er Jahren entworfenen und von Prechter ausgebauten Wellentheorie – so ungeeignet diese Versuche aus seiner Sicht oder objektiv sein mögen.[8]

Im zweiten Schritt muss Hirschman erläutern, warum der vermutete Wirkmechanismus nicht an der von Olson beschriebenen „Logik des kollektiven Handelns" scheitert, liefert diese doch konträr zum Titel starke Argumente für öffentliches Nicht-Handeln. Das Ausbleiben von politischem Engagement erklärt Olson mit den Anreizen, die für die beteiligten Individuen bestehen. So würden die rein privaten Kosten des öffentlichen Engagements aufgrund der inhärenten Kollektivgutproblematik die vornehmlich gesellschaftlichen Nutzen überwiegen, weshalb das Verhalten als Trittbrettfahrer rational sei.[9]

Einige Ökonomen haben sich mit der Paradoxie beschäftigt, dass nach Olsons Logik die Teilnahme an politischen Wahlen theoretisch nicht zu erwarten ist, in der Praxis aber dennoch stattfindet. Dient die Wahl dem Zweck, deren Ausgang mit der eigenen Wahlstimme zu beeinflussen, kann Wählen – im Sinne der klassischen Terminologie nach Max Weber – meist nicht zweckrational sein. Brennan und Lomasky sehen die Lösung des Widerspruchs in einer bisher vernachlässigten, von ihnen in die Theorie ad hoc eingeführten Nutzenkomponente, die Individuen „expressiv" wählen lässt.[10] Aufgrund dieses expressiven Nutzens besitzt demnach nicht nur der eigentliche Zweck, sondern das erfolgsunabhängige „Sichverhalten" einen Wert. Zweckrationales wird zu wertrationalem Verhalten im Sinne Webers. Diese Idee einer wertrationalen Auflösung des Wahlparadoxons bauen Brennan und Hamlin später zu einem „Expressiven Konstitutionalismus" aus, dem ein höheres Maß an Moral zukommen soll.[11] Woher die moralische Überlegenheit von expressivem Wählen herrührt oder warum empirisch die expressive Komponente im Zeitablauf zu schwanken scheint, bleibt in diesem Ansatz allerdings offen.

Auch Hirschman glaubt sich fündig bei einem Argument gegen die Logik von Olsons kollektivem Handeln, die er als unsinnig empfindet.[12] „Shifting Involvements" versteht er als eine Art Dialog mit Olson – Kollektives Handeln könne dadurch erklärt werden, dass die Kosten der Partizipation als Nutzen interpretiert würden.[13] Hirschmans Kritik an Olson geht damit über die Argumente von Brennan und Hamlin hinaus, indem er nicht allein weitere Nutzenbestandteile einführt, sondern Kosten als Nutzen neu deutet.[14] Die Kosten des

---

8 Vgl. Prechter (2002).
9 Vgl. Olson (1968).
10 Vgl. Brennan und Lomasky (1983; S. 199).
11 Vgl. Brennan und Hamlin (2002).
12 Hirschman zitiert nach Swedberg (1990; S. 159).
13 Vgl. Hirschman (1982, 1984; S. 94).
14 Auch an anderer Stelle verwendet Hirschman Kosten, um den Nutzen einer Aktivität abzuschätzen. Demzufolge ließe sich der Nutzen „hoch bewerteter Anliegen" aus deren Kosten, vor allem Zeitkosten, herleiten. Vgl. Hirschman (1982, 1984; S. 28).

Engagements nehmen also den Charakter von Nutzen an.[15] Dementsprechend bestehe ein Kosten-Nutzen-Vergleich nicht, wie üblich, aus der Differenz von Nutzen zu Kosten, sondern aus der Summe beider Größen.[16] Nicht nur Ökonomen mit einer „hartgesottenen Buchhalter-Mentalität" (Hirschman) dürfte klar sein, dass mit dieser „eigentümlichen Verwandlung" (Hirschman) die Ökonomik auf den Kopf gestellt wird, werden doch Kosten zu Nutzen, Soll zu Haben, Minus zu Plus umdeklariert.[17]

Mag diese Deutung für Hirschman selbst das Entstehen von öffentlicher Partizipation erklären, hinderlich wird sie bei der späteren Begründung, warum Bürger schließlich doch dem öffentlichen Bereich wieder entsagen. Mit der Gleichsetzung von Kosten und Nutzen sind die Nachteile des politischen Engagements nicht mehr fassbar, lediglich dem Hinwenden zum Gemeinwohl ebnet Hirschmans Verwandlung also den Weg. Der Rückweg in Form eines späteren Abwendens wird hierdurch freilich verbaut.

Zum argumentativen Ausweg wird für Hirschman die Enttäuschung in das politische Tätigwerden: „Sobald die Enttäuschung an der Politik aufkommt, wird der Zauber gebrochen, der Kosten in Nutzen verwandeln konnte, und eine eher landläufige Kostenberechnung erlangt wieder die Oberhand."[18] Kosten sind auch bei Hirschman dann wieder Kosten.

Hirschmans Selbsteinschätzung, seine „Perspektive mit jeder Wendung [der] Geschichte" zu ändern, beschreibt dieses Wechselspiel zwischen antiökonomischen und ökonomischen Argumenten recht präzise.[19] Das Buch zerfällt damit allerdings in zwei Teile. Der erste Teil begründet durch Außerkraftsetzen ökonomischer Argumente, warum individuelles Engagement Olsons Paradoxon des kollektiven Nicht-Handelns überwindet. Im zweiten Teil – ab dem sechsten Kapitel – widerruft Hirschman diese Gründe, indem er traditionell ökonomische Argumente – eben Olsons Trittbrettfahrerverhalten und die Bedeutung politischer Institutionen – in Stellung bringt. Dass Hirschman die ökonomische Theorie im ersten Teil kritisiert, hindert ihn nicht daran, ihre Argumente im zweiten Teil zu übernehmen.

Die erste hier vertretene These lässt sich in Anbetracht dieser Argumente schnell abhandeln: Jeder Kritik ist zuzustimmen, die Hirschmans Ansatz als grob ausgeführte Theorieskizze und sein zentrales Ergebnis als wissenschaftlich unausgegoren und empirisch falsch bezeichnet. Trotz einer insgesamt sehr wohlwollenden Interpretation weist Christoph Henning unverkennbar auf die Unzulänglichkeiten und Fehler in Hirschmans Theorieskizze hin.[20] Thomas Schellings Urteil, Ökonomen hätten Hirschmans Werk nicht annähernd so ernst genommen wie Sozialwissenschaftler, wird verständlich angesichts der Beliebigkeit, mit der Hirschman ökonomische Argumente nutzt oder fallen lässt.[21]

---

[15] Vgl. Hirschman (1982, 1984; S. 138).
[16] Vgl. Hirschman (1982, 1984; S. 94).
[17] Vgl. Hirschman (1982, 1984; S. 138).
[18] Vgl. Hirschman (1982, 1984; S. 138).
[19] Vgl. Hirschman (1982, 1984; S. 145).
[20] Vgl. Henning (2006; S. 112 f.).
[21] Vgl. Schelling zitiert nach Swedberg (1990; S. 193).

Obwohl sich Paul Krugmans Kritik auf Hirschmans entwicklungsökonomische Arbeiten bezieht, liest sie sich wie ein Kommentar zu „Engagement und Enttäuschung".[22] Die lobende Bewunderung, die darin zum Ausdruck kommt, wird von den unmittelbar folgenden harschen Worten erheblich relativiert. Für die Ökonomik habe Hirschmans Unzufriedenheit mit der Enge und der scheinbaren Bedeutungslosigkeit des ökonomischen Unterfangens zu einem wissenschaftlichen Rückschritt geführt.[23] Im endgültigen Urteil bescheinigt Krugman Hirschmans Ansatz den Status, schlicht unbegreiflich – nach dem bekannten Urteil Wolfgang Paulis „nicht falsch, sondern noch nicht einmal falsch" – zu sein, was auf „Shifting Involvements" angesichts der dort praktizierten Umwidmung von Kosten zu Nutzen übertragbar ist.[24]

In diesem Sinne ist Michael Schmids Einschätzung, das Buch sei selbst bei erneuter Lektüre als belanglos zu beurteilen, nur wenig hinzuzufügen.[25] Ohne den prominenten Namen des Autors wäre „Shifting Involvements" mittlerweile zweifellos dem wissenschaftlichen Orkus anheim gefallen – ohne dass dies zu bedauern wäre.

Bemerkenswert an dem Buch ist dementsprechend weniger das eigentliche, gescheiterte Anliegen, Einsichten in die Funktionsweise politischer Partizipation zu vermitteln, als die dabei deutlich werdende Methode Hirschmans. Aus den genannten Gründen ist der Blick auf die wissenschaftstheoretische Seite von Hirschmans Ausführungen wesentlich interessanter als deren, oft strittiger Inhalt. Werden auch die früheren Werke Hirschmans wie „Voice, Exit, and Loyalty" betrachtet, ergibt sich ein geschlossenes Bild von Albert Hirschmans Arbeitsweise, mit der er gesellschaftspolitische Probleme analysiert und Lösungen für sie entwickelt. Dabei darf die Geschlossenheit dieses Bildes nicht darüber hinwegtäuschen, dass es neben weißen Flecken auch gravierende Schwachstellen enthält.

Hirschman lässt bei allen seinen Ausführungen keinen Zweifel daran, wie sehr er sich selbst über den begrenzten Gehalt und die Fehlbarkeit seiner Aussagen bewusst ist. Wie ein Leitthema zieht sich das Gershwin-Motiv „It ain't necessarily so…" durch das Lebenswerk von Albert Hirschman. Explizit bezeichnet Hirschman diese Haltung als „Possibilismus", was zumindest missverständlich ist.[26] Kaum von Hirschman intendiert sein dürfte die übliche Bedeutung von Possibilismus, die eine Politikgestaltung anhand der bestehenden Möglichkeiten beschreibt und die Ende 19./Anfang des 20. Jahrhunderts durch die Streitschriften von Rosa Luxemburg und Leo Trotzki zu einem Schlagwort des Klassenkampfs wurde. Demgegenüber entspricht Hirschmans Haltung dem

---

[22] „The response of some of the most brilliant high development theorists, above all Albert Hirschman, was simply to opt out of the mainstream. The would build a new development school on suggestive metaphors, institutional realism, interdisciplinary reasoning, and a relaxed attitude toward internal consistency. The result was some wonderful writing, some inspiring insights, and (in my view) an intellectual dead end. High development theory simply faded out" Krugman (1995, 1999; S. 81).

[23] Vgl. Krugman (1995, 1999; S. 84).

[24] Vgl. Krugman (1995, 1999; S. 23).

[25] Vgl. Schmid (2006; S. 119).

[26] Vgl. Hirschman (1980, 1986).

wissenschaftstheoretischen Probabilismus, also einer Art epistemologischem Skeptizismus. Hirschmans probabilistischer Standpunkt mag menschlich so sympathisch wie wissenschaftlich bescheiden sein und überdies mit dem Kritischen Rationalismus nach Popper im Einklang stehen, wonach es sicheres Wissen nicht gibt.[27]

Diese erkenntnistheoretisch begründete Skepsis darf jedoch nicht in ein Argument gegen die rationale Kritik von Theorien gewendet werden. Einerseits ist Skepsis angebracht, um den Wahrheits- und Alleinvertretungsanspruch von Theorien zurückzudrängen. Andererseits ist der Glaube an die Überlegenheit und Richtigkeit der Theorie notwendig, um diese ernsthaft zu prüfen und wieterzuentwickeln. Im Sinne dieser Ernsthaftigkeit erweist sich das Argument, eine Theorie sei eben „nur" eine Theorie, als ebenso allzeit gültig wie wissenschaftlich verhängnisvoll.

Zwischen beiden Aspekten gilt es klar zu unterscheiden, soll die Fallibilität von Theorien und der notwendige Revisionismus nicht zu einer völligen Relativität der Theorien und Methoden führen. Fatal für die Entwicklung der Wissenschaft wäre also, würden Forscher bereits in der Theorieentwicklung und -revision entweder die theoretisch abgeleiteten Aussagen relativieren oder gar die völlige Beliebigkeit von Theorien proklamieren. Uferlose Spekulation statt produktiver Theorie(weiter)entwicklung wäre die Folge. Feyerabends Maxime „Anything goes" – verstanden nicht als Offenheit für neue Theorieströmungen, sondern als wahllose Austauschbarkeit der theoretischen Ansätze und wissenschaftlichen Standards – wäre der Offenbarungseid jeglicher systematischer Forschung. Wissenschaftstheoretisch ist es daher zumindest ambivalent, wenn ein Forscher seine eigene Theorie als bedeutungslos darstellt. Eine auf den ersten Blick offensichtliche wissenschaftliche Bescheidenheit darf nicht dazu verleiten, das Fehlen eines klaren Ergebnisses oder die rigorose Prüfung von dessen Herleitung zu kaschieren.

Während Hirschman viele seiner eigenen Aussagen relativiert, teilweise sogar das Gegenteil für möglich hält, bildet die Auseinandersetzung mit der herrschenden Ökonomik das zweite, über Jahrzehnte variierte Leitthema in seinen Publikationen.[28] Seine Kritik am ökonomischen Ansatz ist dabei völlig unzweideutig: Die methodische Basis der Ökonomik weise gravierende Mängel auf und sei in wesentlichen Teilen erweiterungs-, wenn nicht sogar revisionsbedürftig. Die Mängel liegen nach Hirschman vor allem darin begründet, dass es falsch sei, wenn sich die Ökonomik ausschließlich auf Geldgrößen konzentriere, einen wirklichkeitsfernen, weil stets umfassend informierten und rational handelnden Menschen unterstelle, dessen Präferenzen zudem unveränderlich seien. Letztlich sei also das Menschenbild der Ökonomik falsch und diese folglich nur auf Sachverhalte anwendbar, in denen sich Menschen auch „ökonomisch" verhalten – für welche Fälle dies auch immer zutreffen möge.

Die zweite hier verfolgte These ist, dass diese Kritikpunkte ebenso berechtigt wie weit verbreitet sind, sich bei genauerer Prüfung jedoch als müßig erweisen. Erstens übersieht Hirschman, dass jede Theoriebildung von Grund auf in Ab-

[27] Vgl. Popper (1934, 2002; S. xxv).
[28] Vgl. u.a. Hirschman (1970, 1974; S. 1 f.), (1980, 1984), (1984) und (1989; S. 226 ff.).

hängigkeit vom betrachteten Problem zu erfolgen hat. Zweitens reduziert Hirschman die Ökonomik unnötig auf eine reine Geldwissenschaft, was weder angesichts aktueller Forschungsarbeiten noch dogmengeschichtlich zu rechtfertigen ist. Drittens scheinen die Aussagen Hirschmans zum Menschenbild der Ökonomik einem naiven Realismus zu entspringen, der weder wissenschaftlich fruchtbar noch methodologisch haltbar ist.

Die Problemabhängigkeit jeder Theorie ergibt sich unmittelbar aus dem für die Theoriebildung notwendigen Prozess der Abstraktion. Durch die Abstraktion von einer komplexen, unüberschaubaren Welt fasst eine Theorie jene Elemente zu einem System zusammen, die für die Strukturierung, Beschreibung und Lösung des betrachteten Problems als wesentlich erachtet werden. Da Reduktion von Komplexität der Zweck der Theoriebildung ist, beeinflusst das im Zentrum stehende Problem maßgeblich den notwendigen Prozess der Abstraktion und die resultierende Theorie. Kategorienbildung kann und soll nicht losgelöst vom eigentlichen Problem erfolgen.[29]

Die Relevanz jedes Theorieelements für das Problem ist im Abstraktionsprozess von entscheidender Bedeutung. Jede Veränderung der Problemstellung kann folglich erhebliche Rückwirkungen auf die Theorie haben. Zur Analyse des von Hirschman skizzierten Problems der politischen Partizipation kann also unter Umständen ein anderes Modell notwendig sein als zur Analyse des Verhaltens von Organspendern, obwohl in beiden Fällen eine unentgeldliche, nicht auf Kompensation abzielende Leistung erbracht wird.

Beide Beispiele machen zudem deutlich, dass die moderne Ökonomik keineswegs nur auf reine Geldgrößen zur Erklärung menschlichen Verhaltens abstellt. Anders als von Hirschman suggeriert, ist die Ökonomik weder eine reine Geldwissenschaft noch eine Wissenschaft, die menschliches Verhalten ausschließlich vom Markt oder der Wirtschaft aus begreifen kann.[30] Trotz der meist synonymen Verwendung im Deutschen ist die Ökonomik noch nicht einmal eine Wirtschaftswissenschaft im Sinne einer Wissenschaft der Wirtschaft. Vielmehr betrachtet die moderne Ökonomik umfassende Kosten-Nutzen-Kalküle, in denen nicht-monetäre neben monetären Größen eine Rolle spielen. Für die nicht-monetären Kostenfaktoren hat sich in der Ökonomik – zurückgehend auf Gary S. Becker – die Bezeichnung „Schattenpreise“ durchgesetzt, die schon begrifflich den Unterschied zu (Markt)Preisen deutlich macht.

Durch ein kategorisches Abstellen auf reine Geldgrößen als Einflussfaktoren für menschliches Verhalten würde die Ökonomik dementsprechend – zweifellos unnötig – an Erklärungskraft einbüßen. Deshalb dürften schwerlich Ökonomen zu finden sein, die von vornherein ihre Überlegungen ausschließlich auf Geldgrößen beschränken. Dies gilt insbesondere für die Klassiker des ökonomischen Denkens, die spätestens mit dem 18. Jahrhundert in gesellschaftlich wie individuell differenzierten Vor-Nachteilskalkülen argumentierten. Diese Kal-

[29] An anderer Stelle vergleicht Hirschman die Kategorien Verlangen und Pflicht mit Gary Beckers Ansatz von Investitionen in Humankapital. Im Ansatz von Becker verschwinde nicht nur ein Konflikt zwischen beiden Kategorien, die Kategorien seien zudem „much more realistic and much more true“. Hirschman zitiert nach Swedberg (1990; S. 159).

[30] Vgl. Hirschman (1982, 1984; S. 28).

küle werden in der Ökonomik durch Kosten-Nutzen-Kategorien konkretisiert, wobei Kosten und Nutzen in einem antagonistischen Verhältnis stehen.

Angesichts der Problemabhängigkeit jeder Theoriebildung bedeutet das allerdings nicht, dass viele konkrete Modelle in der Ökonomik nicht primär monetäre Größen als Haupteinflussfaktor für das jeweils betrachtete Handeln erfassen. Für das zu analysierende Problem mag dieses Vorgehen adäquat sein, da hier möglicherweise Geldgrößen im Vordergrund stehen. Falsch ist jedoch, aus der Existenz dieser Modelle den Schluss zu ziehen, generell würde die Ökonomik nur Geldgrößen betrachten oder gar monetäre gegenüber nicht-monetären Nutzenbestandteilen den Vorzug geben.

Ebenso lässt sich der Vorwurf Hirschmans, das Menschenbild der Ökonomik sei falsch, mit Blick auf die Problemabhängigkeit von Theorien als gegenstandslos entkräften.[31] Dazu ist es allerdings unabdingbar, gedanklich klar zwischen der Ebene der beobachteten Realität und der Ebene der Theorie zu unterscheiden. Zweck der Theoriebildung ist also gerade nicht, sich wie Hirschman „ein Bild vom Menschen zu machen, wie er wirklich ist" und damit die Realität auf der Theorieebene im Sinne eines photographischen Abbilds nachzuempfinden.[32] Folge dieser umfassenden, möglichst vollständigen Korrespondenz beider Ebenen wäre eine Theorie, die ebenso unüberschaubar und komplex wie die Realität ausfiele. Eine erschöpfende, ontologische Beschreibung der Realität würde den eigentlichen Zweck einer handhabbaren, analysefähigen und verständlichen Strukturierung der Wirklichkeit verfehlen. Wesentliches Merkmal von Wissenschaften in der Moderne ist es daher, dass sie über eine reine „Phänomenologie" – dem Ziel Hirschmans – hinausgehen, indem sie die ontologische Bindung zur Realität an wissenschaftlich entscheidenden Stellen lösen.[33]

Nach Milton Friedman besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Realitätsgrad der Annahmen und dem der Ergebnisse einer Theorie. Anders als der Realismus der Theorieergebnisse muss ein höherer Realitätsgrad bei den Annahmen keineswegs zu einer besseren Theorie führen. Bedeutende, weit akzeptierte Theorien würden oft – so Friedman – auf beschreibend unrealistischen Annahmen fußen. Je bedeutender die Theorie, desto unrealistischer seien meist die Annahmen.[34] Sowohl beim Theoriedesign wie bei der Kritik von Theorien darf daher nicht der Nutzen anti-realistischer Annahmen übersehen werden.[35] Demgegenüber führt jedes undifferenzierte, naive Streben nach einem Mehr an Realismus den Prozess der Theoriebildung letztlich ad absurdum.

Wie Hirschman selbst an anderer Stelle demonstriert, ist es ein Leichtes, Theorien durch zusätzliche, vermeintlich realistische Elemente – wie nicht-instrumentelle Aktivitäten oder Liebe – zu komplizieren.[36] Die Zurückhaltung in der Ökonomik bei der Aufnahme solcher Erweiterungen ist jedoch keineswegs einem wissenschaftlichen Geiz geschuldet, sondern entspringt der Erkenntnis,

---

[31] Vgl. Hirschman (1982, 1984; S. 25).
[32] Hirschman (1982, 1984; S. 20) analog (1984).
[33] Hirschman (1982, 1984; S. 15).
[34] Vgl. Friedman (1953; S. 14).
[35] Vgl. Schröder (2004; S. 177 ff.).
[36] Hirschman (1984).

in produktiver Weise „much by little“ zu erklären.[37] In diesem Sinne schaffen es bedeutende Modelle, zu gehaltvollen Aussagen zu kommen, ohne durch eine Vielzahl detaillierter Annahmen zu komplex zu werden.

Auch bei den in der Ökonomik analysierten Problemen geht es nicht darum, die Realität auf eine möglichst umfassende und wirklichkeitsgetreue Weise zu beschreiben, um die Natur des Menschen in seiner ganzen Komplexität einzufangen. Deskriptive Genauigkeit darf nicht mit analytischer Relevanz verwechselt werden.[38]

Regelmäßig analysieren ökonomische Modelle menschliches Verhalten auf Basis von Kosten-Nutzen-Kalkülen. Hierzu werden auf der Ebene der Theorie – und nur dort – Akteure unterstellt, die sich rational verhalten und über vollständiges Wissen verfügen. Dieses Vorgehen darf jedoch nicht dazu verleiten – wie Hirschman –, reale Menschen mit diesen Akteuren gleichzusetzen oder gar anzunehmen, die Ökonomik würde in ihren Theorien behaupten, alle Menschen handelten in Wirklichkeit rational und seien umfassend informiert.[39] Im Rahmen der ökonomischen Theoriebildung wird keinerlei Annahme über reale Menschen, sondern über Akteure auf der theoretischen Ebene getroffen. Reale Menschen mögen rational oder irrational, informiert oder uninformiert sein, ein Modell, das rational handelnde und umfassend informierte Akteure unterstellt, kann dennoch vollkommen problemadäquat sein. Mehr noch: Für die Analyse des betrachteten Problems ist es unter Umständen nicht von Belang, ob Menschen sich real rational oder irrational verhalten, informiert oder vollkommen unwissend sind.

Damit wird deutlich, warum jede Kritik am „Menschenbild“ der Ökonomik ins Leere laufen muss: Weder will, noch kann die Ökonomik ein Bild realer Menschen zeichnen. Es geht nicht darum, Menschen auf Theorieebene so wiederzugeben, wie sie wirklich oder vermeintlich sind. Obwohl auch Bezeichnungen wie „homo oeconomicus“ für den rational choice-Ansatz eine solche Interpretation nahe zu legen scheinen, verfügt die Ökonomik weder über ein Menschen-, noch über eine Weltbild im Sinne einer Charakterisierung der realen Welt.

Mag dieser Punkt wenig intuitiv sein und vor allem der Vorstellung eines naiven Realismus völlig konträr laufen, so ist er dennoch wesentlich für das Verständnis des Abstraktionsprozesses, auf dem jegliche Theoriebildung fußt. Angesichts der drohenden Gefahr, durch ein Zuviel an Realismus eine Theorie unbrauchbar zu machen, erfüllt Abstraktion die Funktion, jene Elemente zu identifizieren, die für das betrachtete Problem eine höhere Relevanz als andere, ausgeklammerte Elemente besitzen. Werden beispielsweise rational handelnde und vollständig informierte Akteure angenommen, steht hinter dieser Annahme die modelltheoretische Aussage, dass irrationales Verhalten oder fehlendes Wissen für die Analyse des betrachteten Problems weniger oder gar nicht von Bedeutung ist. Die Annahmen einer Theorie stellen damit implizite Aussagen über die Relevanz des jeweiligen Aspekts für das betrachtete Problem dar.

---

[37] Friedman (1953; S. 14).
[38] Vgl. Friedman (1953; S. 34).
[39] Vgl. Hirschman (1982, 1984; S. 25).

Damit wird auch klar, warum es falsch ist, die Annahmen einer Theorie als deren Anwendungsvoraussetzungen zu interpretieren. Jedes Modell, das rational agierende und informierte Akteure unterstellt, ließe sich nur dann anwenden, wenn empirisch gesichert wäre, dass Menschen in der betrachteten Situation rational und informiert *sind* – mit welchem Prüfmodell dann im Sinne Duhem-Quines der Beweis zu führen wäre, dass eine Annahme als erfüllt gelten kann.[40] Obwohl der Prozess der Theoriebildung gerade einen anderen Aspekt als für das betrachtete Problem wesentlich ausweist, würde das Hauptaugenmerk wiederum auf der Rationalität und Informiertheit realer Menschen ruhen.

Große methodische Schwierigkeiten hat Hirschman mit der in der Ökonomik üblichen Unterscheidung in Präferenzen und Restriktionen, wobei primär Restriktionen zur Erklärung menschlichen Verhaltens – vor allem in der Neuen Haushaltstheorie nach Becker – herangezogen werden. Wie die Annahmen bezüglich des Rationalverhaltens und der Informiertheit der Akteure auf der Theorieebene stellen Präferenzen und Restriktionen theoretische Elemente dar, denen außerhalb der Theorie keine andere Wirklichkeit zuzukommen braucht. Behauptet wird in der ökonomischen Theorie also nicht, dass reale Menschen klar zwischen Präferenzen und Restriktionen trennen, dass nur Präferenzen und Restriktionen ausschlaggebend für das beobachtbare Verhalten sind oder dass Menschen überhaupt Präferenzen und Restriktionen besitzen. Jede dieser fehlerhaften Interpretationen stellt eine direkte Korrespondenz zwischen den Annahmen auf der Theorieebene und der beobachteten Wirklichkeit her. Eine solche Korrespondenz ist jedoch ebenso ein Fehlschluss wie die Behauptung, die Ökonomik würde allzeit rational handelnde und vollständig informierte Menschen unterstellen.

Nur im naiven Realismus wird die direkte Korrespondenz zwischen einzelnen Theorieelementen und der Realität als vorteilhaft im Sinne einer realistischen Abbildung gesehen. Jede unmittelbare Korrespondenz von Annahmen zur Realität verstellt allerdings den Weg zu Modellen, die über eine mehr oder weniger komplexe Beschreibung der Wirklichkeit hinausgehen. Gehaltvolle Theorien sind demgegenüber das Ergebnis einer Loslösung von der beobachteten Realität auf Ebene der Annahmen, um die aus der Theorie abgeleiteten Ergebnisse der Wirklichkeit gegenüberzustellen. Erst bei den Modellergebnissen darf es folglich eine Korrespondenz mit der Empirie geben, um die Güte einer Theorie zu beurteilen.

Werden Präferenzen und Restriktionen damit als reine Modellelemente und nicht als Aussagen über die Wirklichkeit gesehen, stellt sich die Frage, auf welches der beiden Elemente sich eine Theorie primär stützen soll. Auf diese Frage hat Gary Becker eine klare Antwort gegeben, die Hirschman als unrealistisch zurückweist. Nach Becker ist es wissenschaftlich fruchtbarer, für das Verhalten der theoretischen Akteure konstante, ja sogar identische Präferenzen zu unterstellen, um Verhaltensunterschiede rein durch Abweichungen in den Restriktionen zu erklären. Die von George J. Stigler und Gary Becker wissenschaftstheoretisch interpretierte Maxime „De gustibus non est disputandum“ ist eine

[40] Vgl. Quine (1953, 1980).

methodische Handlungsanweisung, die wissenschaftlich produktive Erklärungen statt gehaltloser Debatten über Präferenzen sicherstellen soll.[41]

Diese Anweisung für ein empfehlenswertes wissenschaftliches Vorgehen bezieht sich auf die Ebene des Theoriedesigns und darf nicht mit der Aussage verwechselt werden, reale Menschen würden über unveränderliche, identische Präferenzen verfügen. Als Heuristik ist die Handlungsanweisung zwar selbst fallibel, doch dokumentiert Hirschmans Buch in umfassender Weise, wohin ein Verstoß gegen die implizit ausgesprochene Warnung führt. In „Shifting Involvements" versucht Hirschman, Veränderungen im politischen Engagement durch gewandelte Präferenzen zu erklären. Dabei zeigt sich, dass ein solcher Erklärungsansatz ebenso beliebig wie wissenschaftlich unproduktiv ist, eröffnet er doch keinerlei neue Einsichten in die Struktur des Problems. Ob politische Betätigung oder der Rückzug ins Privatleben, Wählen oder Nicht-Wählen – jede Verhaltensweise lässt sich ad hoc mit Hinweis auf gewandelte Präferenzen deuten, ohne dass damit ein Schritt in Richtung einer echten Erklärung getan wäre.

Die Konstanz der Präferenzen stellt also ein methodisches, auf Ebene der Theorie angesiedeltes Vorgehen dar, das nicht mit einer Aussage über die beobachtete Wirklichkeit gleichgesetzt werden darf. Becker unterstellt keineswegs, dass alle Menschen real unveränderliche oder gar identische Präferenzen aufweisen. Hirschmans vehemente Kritik an der Ökonomik, die Bedeutung von Präferenzen im Alltag zu vernachlässigen, verwechselt – ohnehin zweifelhafte – Argumente eines ontologischen Realismus mit einer wissenschaftlich produktiven Methodik.[42] In der Ökonomik geht es nicht darum, dass den Präferenzen in der Realität eine geringe Bedeutung zugeschrieben wird, sondern um den meist nur geringen Beitrag, den auf theoretischer Ebene Präferenzen zur Erklärung des Problems leisten können.

Obwohl Beckers Forschungsarbeiten zu den unterschiedlichsten Themen unzweifelhaft belegen, wie ergiebig sein Ansatz zur Erklärung menschlichen Verhaltens ist, zeigen einige ökonomische Aufsätze, auf die sich Hirschman stützt, dass eine Auseinandersetzung mit dem Wandel von Präferenzen zumindest möglich ist. Gegenüber der Analyse von Restriktionen weist jede Diskussion gewandelter Präferenzen jedoch zwei entscheidende Nachteile auf.

Erstens sind Restriktionen in der Realität einer externen, intersubjektiven Beobachtung und Falsifikation zugänglich, während auf Präferenzen nur indirekt durch das beobachtete Verhalten geschlossen werden kann. Wie fruchtbar die wissenschaftliche Analyse von Restriktionen ist, belegen dabei nicht nur die Studien von Gary Becker, sondern große Teile der ökonomischen Forschung, in der die vielfältigsten Arten von Restriktionen wie Zeit, Informationen, Wissen, Boden oder andere Ressourcen neben rein monetären Beschränkungen näher betrachtet werden.

Da Präferenzen einer Beobachtung kaum zugänglich sind, bleibt eine Analyse von exogenen, vor allem aber endogenen Faktoren für Präferenzwandel notwendig spekulativ. In absoluter Klarheit hat schon Joseph Schumpeter die-

[41] Vgl. Stigler und Becker (1977, 1996), kritisch dazu Hirschman (1984), S. 90.
[42] Vgl. Hirschman (1982, 1984; S. 17).

sen Punkt in seiner Methodologie der Ökonomik im Jahr 1908 erkannt.[43] Schumpeter argumentiert, dass es wissenschaftlich wenig fruchtbar sei, vom beobachtbaren Verhalten auf die Präferenzen („Motivationen") der Individuen zuzuschreiben. Weder seien Präferenzen – so Schumpeter – direkt beobachtbar, noch verfüge die Ökonomik als Wissenschaft über eine Theorie der Präferenzveränderung oder -entwicklung. Die Erforschung von Präferenzen müsse dementsprechend für die in dieser Wissenschaft untersuchten Probleme unergiebig sein.[44]

Diese Kritik gilt auch für die von Brennan und Hamlin angebotene Erklärung des Wahl-Paradoxons, dass Bürger in Demokratien wählen, obwohl gerade Nicht-Wählen rational sei. Auch der intrinsische Nutzen aus „expressivem Wählen" stellt eine Präferenz dar, die die Beteiligung von Bürgern an Wahlen sichert.[45] Diese Präferenz ist nur indirekt über das beobachtete Wahlverhalten erklärbar und lässt sich mit ökonomischen Instrumenten kaum analysieren. Demgegenüber dürfte beispielsweise eine Erklärung des Wahl-Paradoxons über Restriktionen – wie herrschende gesellschaftliche Normen – wissenschaftlich fruchtbarer und empirisch gehaltvoller sein.

Zweitens weisen die bisherigen Theorien des Präferenzwandels ein Defizit auf, das auch im Ansatz von „Engagement und Enttäuschung" deutlich zu Tage tritt. Dadurch, dass das Hauptaugenmerk dieser Theorien auf Konflikten zwischen verschiedenen individuellen Präferenzordnungen liegt, lassen sich hiermit nur Probleme beschreiben, deren Ursache in diesen Präferenzordnungen vermutet wird. Im Wesentlichen ist damit jede Analyse individueller Präferenzen auf Probleme der Willensdurchsetzung und des Selbstmanagements beschränkt.[46] Auch bei Hirschman dient die Auseinandersetzung mit Präferenzen lediglich einer Kritik an der Ökonomik mit Hilfe vermeintlicher Realismusargumente. Die Erklärung der bei ihm im Vordergrund stehenden zyklischen Prozesse, des Abwendens vom privaten Konsum und der Hinwendung zum politischen Engagement, erfolgt im Grunde genommen mit Hilfe von – in der Ökonomik altbekannten – Erwartungen, also subjektiven Nutzeneinschätzungen, nicht jedoch von Präferenzen. Enttäuschung entsteht, wenn der Nutzen von Gütern, Dienstleistungen oder Aktivitäten nicht sicher ist und der subjektive Nutzen später nicht der ursprünglichen Erwartung des Individuums entspricht. Eine Theorie des Präferenzwandels ist zur Beschreibung von unsicheren Erwartungen und den Enttäuschungen, die aus falschen oder fehlerhaften Erwartungen resultieren, nicht notwendig.

Auch Hirschmans Beschäftigung mit den Prozessen politischer Partizipation kann nicht deutlich machen, welcher Erklärungsbeitrag der angeführten Theorie des Präferenzwandels zukommen soll. Nach der einführenden Behandlung kommt Hirschman nur an einer einzigen Stelle auf konfligierende Präferenz-

---

[43] Vgl. Schumpeter (1908, 1970).

[44] Vgl. Schumpeter (1908, 1970; S. 78).

[45] Demgegenüber argumentiert Hirschman, die gleichberechtigte Wahl mit einer Stimme pro Wählberechtigtem stelle gerade ein Schutz gegen übermäßig „expressive" Bürger dar. Vgl. Hirschman (1982, 1984; S. 117).

[46] Vgl. bspw. Schelling (1980).

ordnungen zurück.[47] Dort dienen zusätzliche Präferenzordnungen der Begründung, dass Menschen aufgrund ihrer Meta-Präferenzen von Partizipation als einer Form der Sucht ablassen. Diese Begründung ist allerdings wenig stichhaltig, lässt sich durch Meta-Präferenzen doch ebenso eine „rationale Sucht" der Beteiligten erklären.

Zusammenfassend geht Hirschmans an die ökonomische Zunft gerichtete Kritik deshalb ins Leere, da sie einerseits einem naiven Realismus entspringt, andererseits in wesentlichen Punkten auf Missverständnissen darüber beruht, wie die Ökonomik menschliches Verhalten auf Grundlage von Rationalität und Wissen, Präferenzen und Restriktionen modelltheoretisch erklärt.

Eine Pointe folgt unmittelbar als dritte These aus der wissenschaftstheoretischen Kritik an Hirschmans Arbeit: Zwar wendet sich Hirschman – in einigen Publikationen – explizit gegen eine durchgängig ökonomische Herangehensweise, wie sie vor allem von Gary Becker vertreten wird. Hirschmans eigener Theorieentwurf ist jedoch keineswegs weniger imperialistisch oder kann die vorgebrachten Kritikpunkte am rational choice-Ansatz vermeiden.

Zum einen zeichnet sich Gary Beckers Ansatz dadurch aus, dass es keine exklusive, unauflösbare und allzeit gültige Zuordnung von Problemen zu wissenschaftlichen Disziplinen gibt. Probleme der Verbrechensbekämpfung fallen also nicht per se in den Zuständigkeitsbereich der Rechtswissenschaften wie Probleme des Bevölkerungswachstums in den der Biologie. Beckers Ansatz versucht vielmehr, auf diese Probleme originär ökonomische Antworten zu finden, indem er Denkweisen und Methoden auf neue Fragestellungen überträgt. In diesem Sinne ist Beckers Ansatz ein Plädoyer, Methodenvielfalt zuzulassen und Denkverbote zu vermeiden. Statt der imperialistischen Wegnahme von Problemen geht es also um die Konkurrenz unterschiedlicher Forschungsprogramme mit dem Ziel der besten Lösungskompetenz für das jeweils relevante Problem. Dieser Aspekt dürfte Hirschman sehr entgegenkommen, hat er sich doch selbst stets als einen grenzüberschreitenden, im positiven Wortsinne imperialistischen Forscher gesehen.

Zum anderen werden bei Hirschman gesellschaftliche Phänomene als Ergebnis des Rationalverhaltens der beteiligten Individuen rekonstruiert. Dies gilt ebenso für die Reaktionen „Voice" und „Exit" wie für politisches und privates Engagement. Demnach resultiert ein „Schwanken der Bürger zwischen Privatwohl und Gemeinwohl" – so der deutsche Untertitel des Buchs – primär aus einer rationalen Reaktion auf die Erfahrung von Enttäuschung im jeweils anderen Handlungsbereich. Rationales Verhalten – nicht ein biologischer Determinismus und nicht zufälliges, irrationales oder pathologisches Verhalten – wird damit zum wesentlichen Erklärungsfaktor für das beobachtbare Engagement von Bürgern.[48] Hirschman kritisiert folglich im ersten Schritt gerade jenen öko-

[47] Vgl. Hirschman (1982, 1984; S. 76 f. und 111).

[48] Dabei schiebt Hirschman an späterer Stelle auch jede rationale Erklärung beiseite, indem er „das Hin- und Herwechseln vom privaten zum politischen Leben und zurück … im Zeichen maßlos überzogener Erwartungen, völliger Verblendung und plötzlicher Kehrtwendungen" sieht. Entgegen seiner rationalen Argumente für oder gegen Partizipation will Hirschman zeigen, dass „Menschen töricht im Kreis trotten" (Hirschman, 1982, 1984; S. 112 und 145).

nomischen Ansatz, auf den er anschließend selbst zur Analyse politischer Phänomene zurückgreift.

Eine bemerkenswerte Parallele zeigt sich damit zwischen den Arbeiten von Albert Hirschman und Herbert Simon, den Hirschman zur Stützung seiner Kritik am Menschenbild der Ökonomik heranzieht. Auch Simon hält den Nutzen des Konstrukts „homo oeconomicus" für begrenzt und verurteilt es als „Göttlichkeitsmodell".[49]

Selbstbekundetes Ziel von Simons Forschungsarbeit ist, mit Hilfe des von ihm entwickelten Konzepts der „Begrenzten Rationalität" das klassische Rationalitätsprinzip einzuschränken und so zu einer realistischeren Entscheidungstheorie zu gelangen.[50] Mit Argumenten des Realismus kritisiert auch Simon den Ansatz der Ökonomik, um ihn paradoxerweise im nächsten Schritt auf Probleme der Suche und des Erwerbs von Informationen zu übertragen. Die von Simon weder intendierte noch gesehene Folge seiner Theorie ist keineswegs die Einschränkung des rational choice-Ansatzes im Sinne einer „Begrenzten Rationalität", sondern dessen Anwendung auf weitere, bislang wenig analysierte Fragen. Überraschend wie fruchtbar an Simons Ansatz ist, dass die „Begrenzte Rationalität" eigentlich eine noch vollständigere Rationalität darstellt.

Indem Hirschman die Realismuskritik Simons übernimmt, wird auch bei ihm die Ambivalenz von vordergründiger Kritik an der Ökonomik bei gleichzeitiger Ausdehnung des ökonomischen Ansatzes unvermeidbar. Auch Hirschman beschreitet den Weg zu einer noch vollständigeren Rationalität, indem er Faktoren der Enttäuschung in das zugrunde liegende Kosten-Nutzen-Kalkül einbezieht.

Wird der rational choice-Ansatz in dieser umfassenden Weise verstanden, ist auch die Lesart einseitig, die Hirschman von Theorien des Präferenzwandels gibt. Bei Hirschman dienen diese Theorien als realismusgestütztes Gegenargument zur wissenschaftlich produktiven Herangehensweise, die Präferenzen der Akteure konstant zu setzen. Da das primäre Abstellen auf Restriktionen nur eine heuristische Empfehlung ist, sind Fragestellungen denkbar, die ein anderes methodisches Vorgehen erfordern. Zur Analyse von Defiziten des Selbstmanagements etwa mag diese Annahme ungeeignet sein, wirft doch der Widerstreit verschiedener Präferenzordnungen das Problem auf, dass scheinbar eine rationale Wahl zwischen den Ordnungen aufgrund der fehlerhaften Willensdurchsetzung nicht möglich ist.

Dieses Argument für die Analyse von Präferenzen im Fall des vorliegenden Problems ist kein Argument gegen den rational choice-Ansatz. Beispielsweise diskutiert Schelling – auf den Hirschman verweist – Lösungsmöglichkeiten, rational mit dem Problem der individuellen Willensdurchsetzung umzugehen.[51] Durch die Übertragung des rational choice-Ansatzes auf die Sicherstellung der Präferenzdurchsetzung stellen sich damit Probleme des Selbstmanagements als Prinzipal-Agent-Probleme dar. Wie in Simons Theorie „Begrenzter Rationali-

[49] Konkret thematisiert Simon diesen Aspekt in seiner Kritik der Theorie des subjektiven Erwartungsnutzens, die er als Näherungsverfahren diskutiert. Vgl. Simon (1993; S. 24 und 116).

[50] Simon (1993; S. 29).

[51] Vgl. Schelling (1980; S. 95 ff.).

tät“ beschränken die Theorien des Präferenzwandels keineswegs den traditionellen Rationalitätsbegriff, sondern entwickeln ihn in Richtung einer noch vollständigeren Rationalität weiter. Wiederum entpuppt sich Hirschmans Kritik an der Ökonomik als Argument für deren konsequente Anwendung.

Im Forschungsprogramm von Gary Becker stehen die grundlegenden Instrumente bereit, um auch das von Hirschman angerissene Problem der politischen Partizipation auf Basis des ökonomischen Ansatzes, nicht durch dessen Ablösung zu analysieren. So lässt sich Beckers Haushaltstheorie leicht um den Faktor „Funktionsfähigkeit des politischen Regimes“ erweitern, der zum einen Einfluss auf die öffentlich bereitgestellten, aber privat vom Haushalt konsumierten Güter wie öffentliche Infrastrukturen, innere und äußere Sicherheit und Existenzsicherung hat. Zur staatlichen Bereitstellung dieser Güter treten vom Staat garantierte Institutionen wie das Setzen und die Überwachung von Rechten, die zwar nicht unmittelbar in die Produktionsfunktion des Haushalts einfließen, dennoch aber eine hohe Verhaltensrelevanz besitzen. Zum anderen stellen Steuerzahlungen für den Haushalt unmittelbare Nutzeneinbußen dar, die in einer möglichst effizienten Weise für gewünschte Güter und Dienstleistungen verwendet, nicht verschwendet werden sollen. Ein aus Sicht des Haushalts funktionsfähiges politisches Regime bietet damit ein erwünschtes Bündel von Leistungen und Institutionen an, die mit einer möglichst geringen Steuerlast erkauft werden.

Politische Partizipation in Form von Hirschmans Voice- oder Exit-Aktivitäten dient in diesem Modell einer Verbesserung der Funktionsfähigkeit des politischen Regimes. Dabei ist nicht nur entscheidend, dass der gesellschaftliche Nutzen dieser Aktivität erstens mit erheblichen Unsicherheiten verbunden ist und zweitens nur zu geringen Teilen direkt dem Haushalt entsteht. Ebenso wichtig ist, dass Partizipation private Kosten verursacht.

Sind private Nutzenbestandteile wie die Gefühle von Gruppenzugehörigkeit oder von politischer Einflussnahme und Macht vernachlässigbar, hängt die Entscheidung des Haushalts, ob und in welchem Maße er sich politisch engagiert, vom erwarteten Nutzen seines Beitrags zum Kollektivgut „Funktionsfähigkeit des politischen Regimes“ ab.

Im Sinne dieses Kalküls dürfte das politische Engagement zurückgehen, falls Bürger ihren Einfluss auf das politische Regime als gering einschätzen oder falls zwar ein hoher Einfluss vermutet werden kann, dieser aber individuell nur mit geringem Nutzen einhergeht.

Dem erwarteten Nutzen der politischen Partizipation stehen Nutzeneinbußen als private Kosten gegenüber. Diese Kosten bestehen überwiegend aus Zeitkosten in Form von entgangenen Verdiensten oder alternativen Verwendungsmöglichkeiten der Zeit. Zeit als geldwerte Ressource dürfte damit eine wesentliche Erklärungsvariable für politische Partizipation sein.[52] Beispielsweise ist zu erwarten, dass vor allem Bürger mit niedrigen Zeitkosten – wie Studenten – öffentliche Proteste als Weg des politischen Engagements wählen.

Überdies dürfte sich der notwendige Zeitbedarf einer politischen Kampagne keineswegs linear an den Grad der individuellen Betroffenheit anpassen lassen.

[52] Vgl. Schröder (2002).

Kampagnen ebenso wie Mitbestimmung oder politische Ämter erfordern als Minimum einen bestimmten Zeitbedarf. Diese Unteilbarkeiten gilt es beim politischen Engagement zu berücksichtigen.

Der Betrachtung von Zeitkosten steht Hirschman ambivalent gegenüber, was der widersprüchlichen Argumentationsweise von „Shifting Involvements" entspringt. Im ersten Teil werden diese Kosten als Nutzen der politischen Partizipation umgedeutet. In kritischem Ton charakterisiert Hirschman hier den Ansatz von Gary Becker: „Aus der These, jede Tätigkeit verbrauche knappe Zeit, wird der Anspruch abgeleitet, der Geltungsbereich der neoklassischen ökonomischen Analyse erstrecke sich auf alle menschlichen Angelegenheiten. Gary Beckers Analyse der Zeit als eines knappen Guts … ist in diesem Sinne die Grundlage für seinen Versuch, die verschiedensten Aspekte menschlichen Verhaltens allesamt aus ‚ökonomischer Perspektive' zu erklären."[53]

Im zweiten Teil des Buchs fragt Hirschman nach den Faktoren, warum sich Bürger von politischem Engagement zurückziehen. Zeit als knappe Ressource spielt hier – neben Institutionen – die Hauptrolle, wenn beispielsweise von Konsumenten oder Bürgern das „geplante Zeitbudget systematisch überzogen wird" oder die zeitlichen „‚Opportunitätskosten' politischer Arbeit" betrachtet werden.[54] Der ökonomische Zeitkostenansatz von Becker aus dem Jahre 1965, später von Beckers Schüler Staffan Linder weiterentwickelt, rückt hier – ohne Erwähnung zu finden – ins Zentrum des Interesses, was bereits die von Hirschman verwendete Terminologie deutlich macht.[55]

Zusammenfassend dürfte damit – gegen Hirschman im ersten Teil, mit Hirschman im zweiten Teil von „Shifting Involvements" – deutlich werden, dass sich politisches Engagement sehr wohl fruchtbar mit Hilfe des ökonomischen Ansatzes erklären lässt. Wird Beckers Ansatz der Haushaltstheorie in der hier dargestellten Weise konsequent, vielleicht sogar radikal erweitert, ergeben sich vielfältige Möglichkeiten, konkret beobachtbare Formen der politischen Partizipation ökonomisch zu erklären. Da diese Erklärungen sich primär auf Restriktionen, nicht auf Präferenzen stützen, sind sie einer empirischen Überprüfung und – falls notwendig – Falsifikation zugänglich. Deutlich wird, dass es zur Erklärung von politischer Partizipation nicht eines Außerkraftsetzens, sondern gerade der stringenten Anwendung des ökonomischen Ansatzes bedarf.

Trotz Hirschmans expliziter Kritik an Gary Becker oder dem ökonomischen Ansatz ist sein eigener Theorieentwurf keineswegs weniger imperialistisch oder kann Kritikpunkte am rational choice-Ansatz vermeiden. Methodisch fällt Hirschmans Entwurf durch ein undifferenziertes Streben nach Realismus, durch das Abstellen auf Präferenzen und durch das bedarfsgerechte Heranziehen oder Zurückweisen ökonomischer Argumente deutlich hinter eine traditionelle Herangehensweise zurück.

---

[53] Hirschman (1982, 1984; Fn 14, S. 152).
[54] Hirschman (1982, 1984; S. 106 f.).
[55] Vgl. Becker (1965) sowie Linder (1975).

Literatur

Becker, Gary S. (1965): A Theory of the Allocation of Time, in: Economic Journal 75, S. 493–517.

Brennan, Geoffrey H. und Alan Hamlin (2002): Expressive Constitutionalism, in: Constitutional Political Economy 13, S. 299–311.

Brennan, Geoffrey H. und Loren Lomasky (1983): Institutional Aspects of "Merit Goods" Analysis, in: Finanzarchiv 41, N.F., S. 183–206.

Friedman, Milton (1953): The Methodology of Positive Economics, in: Friedman, Milton (Hrsg.), Essays in Positive Economics, Chicago und London, S. 3–43.

Henning, Christoph (2006): Zur Nachhaltigkeit privaten und öffentlichen Engagements – Eine methodenkritische Rekonstruktion von Engagement und Enttäuschung, in d. Band.

Hirschman, Albert O. (1970, 1974): Abwanderung und Widerspruch, Tübingen.

Hirschman, Albert O. (1980, 1986): In Defense of Possibilism, in: Hirschman, Albert O. (Hrsg.), Rival Views of Market Societies and Other Recent Essays, New York, S. 171–175.

Hirschman, Albert O. (1982, 1984): Engagement und Enttäuschung – Über das Schwanken der Bürger zwischen Privatwohl und Gemeinwohl, Frankfurt a.M.

Hirschman, Albert O. (1984): Against Parsimony, Three Easy Ways of Complicating Some Categories of Economic Discourse, in: American Economic Review 74, No. 2, Papers and Proceedings, S. 89–96.

Hirschman, Albert O. (1989): Entwicklung, Markt und Moral, München, Wien.

Krugman, Paul R. (1995, 1999): Development, Geography, and Economic Theory, Cambridge, Mass. und London.

Linder, Staffan B. (1971): Das Linder-Axiom – Warum wir keine Zeit mehr haben, Gütersloh und Wien.

Locke, John (1689, 1824): Two Treatises of Government, London.

Olson, Mancur L. (1968): Die Logik des kollektiven Handelns – Kollektivgüter und die Theorie der Gruppen, Tübingen.

Popper, Karl R. (1934, 2002): Die Logik der Forschung, Tübingen.

Prechter, Robert R. (1999, 2002): The Wave Principle of Human Social Behavior and The New Science of Socionomics, Gainesville.

Quine, Willard van Orman (1953, 1980): From a Logical Point of View – Nine Logico-Philosophical Essays, Cambridge.

Ritter, Claudia (1997): Lebensstile und Politik – Zivilisierung, Politisierung, Vergleichgültigung, Opladen.

Schelling, Thomas C. (1980): The Intimate Contest for Self-Command, in: The Public Interest, S. 94-118.

Schmid, Michael (2006): Über Zyklenmodelle und die Methode der Sozialwissenschaft, in diesem Band.

Schröder, Guido (2000): Es wurde Zeit – Die Erfindung der Zeit als gesellschaftlicher Standard und geldwerte Ressource, in: Die Zukunft der Mobilität, Göttingen, S. 69–108.

Schröder, Guido (2004): Zwischen Instrumentalismus und kritischem Rationalismus? – Milton Friedmans Methodologie als Basis einer Ökonomik der Wissenschaftstheorie, in: Pies, Ingo und Martin Leschke (Hrsg.), Milton Friedmans ökonomischer Liberalismus, Tübingen, S. 169–201.

Schumpeter, Joseph A. (1908, 1970): Das Wesen und der Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie, Berlin.

Simon, Herbert A. (1993): Homo Rationalis – Die Vernunft im menschlichen Leben, Frankfurt und New York.

Stigler, George J. und Gary S. Becker (1977, 1996): De Gustibus Non Est Disputandum, in: Ders., Familie, Gesellschaft und Politik – eine ökonomische Perspektive, hrsg. von Ingo Pies, Tübingen, S. 50–76.

Swedberg, Richard (1990): Economics and Sociology – Redefining Their Boundaries: Conversations with Economists and Sociologists, Princeton und New York.

Virilio, Paul (1998): Rasender Stillstand, Frankfurt a.M.